



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

v. Falkenhausen: Bürokraten-Briefe. VI. Die Sozialdemokraten und der
deutsche Sieg

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

auch dann noch bleiben, wenn der heute herrschende Neopaganismus der Vergangenheit angehören wird. Unsere Beziehungen zu England sind stets für uns ein Fluch gewesen. Aber wenn wir im Glauben verharren, werden wir sicher Sieger bleiben.

Der Tag der Freiheit und des Friedens wird um so früher hereinbrechen, wenn wir resolut „wandeln wie die Kinder des Lichts, denn die Frucht des Geistes ist allerlei Gültigkeit und Gerechtigkeit und Wahrheit“. (Eph. 5. 8.)

„Sehet zu, daß niemand Böses mit Bösem jemand vergelte, sondern alle Zeit jaget dem Guten nach, beides, untereinander und gegen jedermann.“ (1. Thess. 5. 15.)

„Gott ist unsere Stütze, wie er stets durch alle Jahrhunderte des Leidens die Hoffnung unserer Väter gewesen ist. Mit seinem Segen brauchen wir keinen Feind zu fürchten. Unter seiner Führung brauchen wir vor der Zukunft nicht zu bangen.“



Bürokraten-Briefe*)

Von Unterstaatssekretär a. D. Freiherr v. Falkenhäusen

VI. Die Sozialdemokratie und der deutsche Sieg

Mein Vorwurf dünkt Sie ungerecht? Sind es nicht Tatsachen, an deren Hand ich das Verhalten der Sozialdemokratie im Weltkriege gekennzeichnet habe? Weiß sie selbst auf dies Urteil etwas anderes zu erwidern als Ausreden, die von der Verlegenheit der Schuldbehafteten zeugen: die Mitschuld anderer, die Fehler der Regierung und der Heeresleitung vor und im Kriege, die Unmöglichkeit erfolgreichen Widerstandes gegen die ganze Welt, die Vereitelung eines rechtzeitigen, erträglichen Friedens durch den alldeutschen Annexionismus u. dgl. mehr? Ich brauche mich nicht mit einer Widerlegung aufzuhalten, brauche nicht erst nachzuweisen, daß die Kriegsziele der Alldeutschen — rührend bescheiden im Vergleich zu denen der Feinde und als Gegengewicht gegen diese eine taktische Notwendigkeit — keinen Friedensschluß gefährden k o n n t e n, weil die Entente, so deutlich unsere Regierung jenen „Annexionismus“ verleugnete, jede Friedensverhandlung rücksichtslos von sich wies; daß wir selbst, als an Sieg nicht mehr zu denken war, ohne den inneren Umsturz durch Fortsetzung der Verteidigung bis zum nahen Winter, den auch die Feinde sicher nicht ohne Not durchgekämpft hätten, zu einem Verhandlungsfrieden mit ganz anderen Bedingungen hätten gelangen können, als sie uns in Versailles diktiert worden sind; endlich: daß Mitschuld Irrender keinen Freßler reinwäscht! Es genügt, an ein Wort zu erinnern, das ein unumwundenes Schuldbekenntnis enthält, das Wort, das nach der Selbstentlarvung der Entente in Versailles als Stoßseufzer auf Tausenden von Lippen lag und von Führern der Schuldigen mehrfach öffentlich ausgesprochen worden ist: „Hätten wir gewußt, daß es so kommen würde...!“ Dann, so muß man ergänzen, hätten wir uns nicht verleiten lassen, den Widerstand aufzugeben, als er noch retten konnte.

*) Nachstehende „Bürokraten-Briefe“ des bekannten Verfassers stammen aus dem Winter 1919/20. Siehe auch „Grenzboten“, Heft 44/45, 46, 47/48, 49, 50/51. Zwei weitere Briefe folgen in den nächsten Heften.

Aber es kommt mir wirklich nicht darauf an, über die Schuld an unserem heutigen Elend mit Ihnen zu rechten. Die Gewissensfrage, die ich Ihnen stellen mußte, war die: ob ein Mann von nationalem Bewußtsein mit einer Partei gehen kann, die den nationalen Gedanken nicht nur grundsätzlich verleugnet, sondern in der höchsten Not des Vaterlandes durch die Tat bewiesen hat, daß ihre Parteiziele ihr mehr am Herzen liegen als seine Rettung.

Sie wollen das nicht wahrhaben. Nach Ihrer Auffassung hat die Sozialdemokratie — deren Versuche, am Feuer der allgemeinen Not ihre Parteifuppen zu locken, Sie nicht weglegen können! — Gefahr und Heil des Vaterlandes nur anders angeschaut und sich schlimmstenfalls darin ebenso wie andere geirrt. Ich behaupte das Gegenteil: im Willen, nicht im Urteil war ihre Haltung begründet. „Wenn wir gewußt hätten, daß es so kommen würde,“ heißt es jetzt . . . Nun denn: Ihr konntet es wissen. Ihr mußtet es wissen. Ihr hättet es gewußt so gut wie wir, die es hundertmal vorausgesagt haben, wenn euer Blick nicht durch die Richtung eures Willens befangen gewesen wäre! Wie war es sonst möglich, den bitteren Ernst der feindlichen Drohung, zu kämpfen, bis Deutschland ein Friedensdiktat annehmen müsse, zu verkennen und daran zu zweifeln, daß nur eine Kriegsführung, die dem Feinde die Fortsetzung des Kampfes unerträglich mache, ihn an der Verwirklichung dieser Drohung hindern werde? Wie konnte man in dieser Lage auf das Geschwätz von Verständigungsfrieden, Gerechtigkeit, Völkerbund, Befreiung Deutschlands vom Militarismus, vom preußischen und kaiserlichen Joche etwas geben, oder gar auf die seichten Nachmittagspredigten, die über den Ozean herübergekabelt wurden und deren Hohlheit jedem feineren Ohr schon ihr löschpapierner Klang verraten mußte? Waren die mit Blindheit geschlagen, die sich davon einfangen ließen, die die Kriegsverlängerer durchaus im eigenen Lande sehen wollten, ihre Bekämpfung und die der Annexionisten im eigenen Lager für wichtiger hielten als die des äußeren Feindes, und die statt durch Anspannung aller Widerstandskraft durch immer wiederholte Beteuerung des im feindlichen Auslande gar nicht bezweifelten und bereits verspotteten *) deutschen Friedenswillens zum Ende des Krieges zu kommen hofften? Ich kann an ein solches Maß von Einsichtslosigkeit nicht glauben. Man wollte nicht sehen, sonst hätte man den Sieg wollen müssen, und das wollte man nicht!

Das war die Ursache der Verblendung, die nach meiner Überzeugung letzten Endes das Schicksal Deutschlands besiegelt hat: Mangel an Willen zum Siege, in vielfacher Abstufung von der Gleichgültigkeit gegen den Ausgang des Krieges bis zur Scheu vor dem eigenen Siege, ja bis zur leidenschaftlichen Parteinahme für die Sache der Feinde.

Soll ich Ihnen zeigen, wie sich nach meiner Beobachtung dies Gift in die Seele des deutschen Volkes gefressen hat?

Sie haben sicher ebensooft wie ich die Redensart hören müssen: Der Krieg wird ja nur für die Reichen geführt. Auf allen Gassen klang es so, an allen Bierischen, auf den Hintertreppen, in der Eisenbahn, wenn man dritter Klasse fuhr. In der zweiten hieß es: Der Sieg komme nur der Schwerindustrie zugute; oder dem

*) Französische Blätter schrieben schon anfangs 1917: „Deutschland bettelt um Frieden!“

Militarismus, den Agrariern, den Kriegsgewinnlern, — in jedem Falle: den anderen. Daß es sich um Sein und Nichtsein jedes einzelnen handelte, das wollte dem deutschen Philister nicht in den Kopf. Sich selbst und seine Lebenskreise glaubte er in seiner Gedankenlosigkeit vor den Folgen eines Kriegsverlustes auf jeden Fall gesichert. Das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit mit dem Gesamtvolk, das auch ihm in den Augusttagen von 1914 aufgedämmert war und ihm den Krieg zu einer gemeinsamen Sache aller gemacht hatte, war bald und fest wieder entschlafen. So kam es, daß sein Herz einzig nach Frieden verlangte, nach möglichst baldigem Frieden, der ihm seine schwer entbehrte Behaglichkeit, sein ruhiges Geschäft, Butter zum Brot und rauchbare Zigarren wiederbringen sollte. Wie der Friede aussehen würde, darüber ließ er sich keine grauen Haare wachsen. Er konnte es nun einmal nicht begreifen, daß die Wiederkehr all der freundlichen Gewohnheiten des Daseins, die er von früher her als selbstverständliche Begleitererscheinungen des Friedens anzusehen sich berechtigt glaubte, ihm nur dann beschieden war, wenn sein Vaterland unbesiegt aus dem Kriege hervorging.

Ich hätte nicht das Herz, mich über diese Kriegsmüdigkeit aufzuhalten, wenn ich sie aus der furchtbaren Not und der nagenden Sorge erwachsen glaubte, die so manches deutsche Haus in den fünf Kriegsjahren heimgesucht hat. Aber bei denen, die den bittersten Mangel litten, die jahrelang um das Leben ihrer Allernächsten zittern oder eine ihrer Hoffnungen nach der anderen begraben mußten, gerade bei diesen habe ich ebenso wie bei den Kämpfern an der Front einen ehrfurchtgebietenden Heldenmut des Duldens gefunden. Das immer noch verhältnismäßig satte Philistertum war es, das in seiner Unfähigkeit zu entsagen und in seiner Gleichgültigkeit gegen das Ganze mit der Sehnsucht nach Frieden um jeden Preis in die Knie brach: Das Philistertum, das in allen Ständen und in allen Parteien sich breit macht, auch auf der Rechten. Hier aber konnte seine Kriegsmüdigkeit sich nicht ans Licht wagen. Auf der anderen Seite gewann sie Einfluß auf die Parteipolitik. Auch die Linke hat sich zwar bis zuletzt, noch bis zur Unterzeichnung des Waffenstillstandes und der Friedensbedingungen gegen einen Frieden um jeden Preis bewahrt. Tatsächlich hat sie eine Politik getrieben, die dahin führen mußte und trotz Herrn Scheidemanns verdorrender Hand dahin geführt hat.

Aber lag denn wirklich im Siege alles Heil? Hatte er nicht auch seine dunklen Seiten? Sie dürfen nicht glauben, daß einen von uns der Versucher mit dieser Frage verschont hat. Ist entsinne mich manches Gesprächs im vertrauten Kreise, wo mit schwerer Sorge des Übergewichts gedacht wurde, das sehr unwillkommene Gewalten nach einem deutschen Siege bei uns erhalten würden. Aber dessen kann ich Sie versichern: Nicht einer war, der durch solche Beklemmungen an dem heißen Willen zum Siege irre geworden wäre. Wir haben die Zähne zusammengebissen, die trüben Ahnungen niedergezwungen und widerstrebende Gedanken gar nicht aufkommen lassen. Wer freilich den Krieg und seinen Ausgang nicht als eigene, nicht als gemeinsame Angelegenheit der Volksgesamtheit empfand, der hatte nur einen Schritt bis zur Abneigung gegen den Sieg, den er den Landsleuten anderer Klasse und anderer Parteirichtung nicht gönnte. Und dieser Schritt wurde von vielen, von allzu vielen getan! Lassen Sie mich noch einmal Volkes Stimme zitieren, in der ich zwar nicht Gottes Stimme zu hören glaubte, die aber meist treffend wiedergibt, was in der Luft liegt: „Wenn der Kaiser gesiegt hätte, wäre es den Arbeitern schlecht

gegangen.“ So konnte man es im Herbst 1918 hundertfach zu hören bekommen. Politiker drückten es politischer aus: „Ein voller Sieg wäre Deutschlands Unheil.“ Es war derselbe niederträchtige Gedanke. Es war die Furcht vor den innerpolitischen Folgen des Sieges, die Angst, daß er der Monarchie, dem „Militarismus“, den „herrschenden Klassen“ Machtzuwachs bringen könnte. Dieser jämmerliche Bodensatz an Neid und Parteihaß hat die Gleichgültigkeit gegen ihn zu Scheu und Widerwillen gesteigert. Die Verbreitung dieser Stimmung, die den in Frankreich wohl zum Zwecke politischer Verhetzung erfundenen Namen Defaitismus wirklich verdient, ihr Eindringen in die Parteien und ihr Einfluß auf die praktische Politik ist im einzelnen schwer nachzuweisen. Um so schwerer, als solche Stimmungen sich häufig im Unterbewußtsein halten, von wo sie, ohne daß der Befallene sich selbst volle Rechenschaft darüber gibt, sein Denken und Tun freilich nicht minder gefährlich beeinflussen. Nicht zu verkennen ist leider, daß jene Siegesseu in den Kreisen, die zu einer starken Monarchie und überhaupt zu den Richtungen, deren Stärkung man vom Siege erwartete, im Gegensatz standen, namentlich gegen das Ende des Krieges eine beherrschende Macht geworden war. Wie unheimlich und fernhinwirkend diese Macht gewesen ist, sehen Sie aus ihrem Spiegelbilde, das sogar auf feindlicher Seite aufgefangen und als kennzeichnend für das deutsche — nur für das deutsche. Empfinden festgehalten werden konnte! Sie kennen die Stelle in Barbusses „Feu“, wo im Meinungsaustausch zwischen Angehörigen der verschiedenen kriegführenden und neutralen Völker zu Anfang des Weltkrieges der Deutsche seine Gedanken in den Wunsch zusammenfaßt: Deutschland möge nicht siegen! Selbst der leidenschaftliche Pazifist läßt durchblicken, daß er dieser Denkweise verständnislos gegenübersteht.

So schweren Schaden diese Siegesseu der Volksseele getan hat, sie ist fast harmlos zu nennen im Vergleich zu der ausgesprochenen, ja leidenschaftlichen Feindschaft gegen die Sache des eigenen Volkes, von deren Herrschaft in gewissen Kreisen man sich trotz allen Sträubens im Laufe des Krieges überzeugen mußte. Erinnern Sie sich noch des Eindrucks, den die ersten Ausbrüche dieser Feindseligkeit, die geifernden Wutschreie der ganz Radikalen im Volke machten? Mit fassungslosem Erstaunen, wie auf eine unheimliche Naturerscheinung, die an das Walten finsterner Mächte zu denken verleitet, sah der unbefangene, normal empfindende Deutsche auf solche Abirrungen. Ich weiß nicht, ob Sie tieferen Einblick in das Zwischenreich gehabt haben, aus dem solche Flammen emporschlugen. Ich für mein Teil habe sein Dasein zunächst mehr geahnt, vom Hörensagen gekannt, und mir aus seinen Auswirkungen ein Bild seines Wesens zu machen versucht. Schon bald nach Ausbruch des Krieges spürte man Anzeichen davon, daß die anfangs einmütig erscheinende Begeisterung, mit der unser Volk die Abwehr des feindlichen Angriffs aufnahm, von einer mehr durch Einfluß als durch Zahl bedeutsamen Gruppe, zu der tonangebende Größen der deutschen Intelligenz gehörten, mit tiefer Verachtung behandelt und — in der Öffentlichkeit allerdings zunächst mit der gebotenen Vorsicht — mit giftigem Hohn begossen wurde. Dieser Kreis, dessen Stimme mit dem Abflauen der Kriegsbegeisterung immer größeren Widerhall fand, sah offenbar den Weltkrieg und seine Probleme, die Schuldfrage, Recht und Unrecht, Zivilisation und Barbarei ganz mit den Augen unserer Feinde, ja er sah die Dinge in dem Lichte, in das sie die Feinde mit mehr oder minder plumper Täuschung zu stellen suchten. Sie erkennen die Strömung wieder, deren im Banne westeuropäischer

Zivilisation geübten Einfluß auf Politisierung und Demokratisierung Deutschlands ich Ihnen in einem meiner ersten Briefe vorgeführt habe und die Sie inzwischen aus Thomas Manns „Betrachtungen eines Unpolitischen“ näher kennen gelernt haben werden. Weniges hat mich in diesem ergreifenden Selbstbekenntnis so erschüttert wie die resignierte Gelassenheit, mit der dort einer, dem selbst keine geistige Regung fremd ist und der deshalb jede nachzufühlen versteht, Haltung und Treiben seines Zivilisationsliteraten abbildet: die kritiklose Selbstverständlichkeit, mit der er den Geist und den Fortschritt auf der Seite unserer Feinde sieht, die Unbedenklichkeit, mit der er sich gegen das eigene Land auf ihre Seite schlägt, die Verbissenheit, mit der er vaterländische Gesinnung bekämpft, verhöhnt, verdächtigt. Die Bewunderung, mit der diese Intellektuellen vor dem Raffinement westlichen Geisteslebens auf den Knien liegen, reicht nicht hin, ihre schlechthin widernatürliche Parteinahme gegen das Land ihrer Geburt zu erklären. Man muß den leidenschaftlichen Haß hinzurechnen, der sich in Kundgebungen gegen alle bei uns herrschenden Gewalten aus diesem Lager schon in früheren Zeiten oft genug verraten hat, den fanatischen Widerwillen gegen die Zustände im alten Deutschland, die geradezu krankhafte Sucht, sich und anderen die Verhältnisse in der Heimat zu verfehlen, die fressende Erbitterung gegen die Einflüsse, die ihrem Ehrgeiz im Wege standen — aber selbst dann kann ich für mein Teil den Schlüssel nicht finden zu einer Sinnesart, die sich im Todeskampfe des Vaterlandes mit dem Feinde innerlich verbunden fühlt und seinen Sieg zur Demütigung der Gegner im eigenen Lande herbeisehnt.

Diese bössartigste Form des Defaitismus ist natürlich auf verhältnismäßig kleine Kreise beschränkt geblieben. Gleichwohl hat sie vielleicht am meisten getan, um das Unheil heraufzuführen. Nicht allein, daß sie es war, der die bewußte Zersetzung und Lähmung unseres Widerstandes zur Last fällt: die Einimpfung dieses gefährlichsten Krankheitsstoffes hat Wachstum und Ausbreitung der anderen schleichenden Erkrankungsformen erst ermöglicht. Siegesfurcht und Kriegsmüdigkeit hätten niemals den Umfang und die Stärke gewonnen, die sie zum Verhängnis für unsere Kriegspolitik gemacht haben, wenn nicht jenes ätzende Gift den Glauben an unsere gute Sache im Herzen des Volkes angegriffen hätte. Der Glaube an unser gutes Recht war die Triebfeder des herrlichen Aufschwungs im Sommer 1914 und das stärkste seelische Gegengewicht gegen die zermürbende Wirkung der endlosen Kriegsleiden. Diesen Glauben und damit die Widerstandskraft des Volkes erschütterte zu haben, können die Herren sich rühmen, die in ihrer blinden Vorliebe für den Fortschritt der „freien“ Völker und in ihrem Haß gegen das — freilich nicht allzu liebenswürdige, aber gerade durch eine schon zu weit getriebene Annäherung an die Art dieser Völker um seine liebenswerten Eigenart gebrachte — Deutschland des zwanzigsten Jahrhunderts sich zum Sprachrohr der feindlichen Verleumdungen gemacht haben.

Auch Thomas Mann verwahrt sich dagegen, seinem Zivilisationsliteraten den Patriotismus absprechen zu wollen. Er traut ihm die Überzeugung zu, mit der Unterwerfung Deutschlands unter die westliche Zivilisation aufrichtig den Fortschritt bei uns angestrebt zu haben. Freilich hält er ihm auch mit vernichtendem Sarkasmus vor, wie sehr die politischen, gesellschaftlichen und literarischen Zustände, mit denen er uns beglücken will, seinen höchst persönlichen Bedürfnissen angepaßt sind. Bei einem so tiefen Froniker weiß man nie, wo die Ironie aufhört. Aber Ironie oder

nicht: für meinen schlichten Verstand ist der ein schlechter Patriot, der in einer Gefahr, wie sie Deutschland im Weltkrieg drohte, nicht ohne jeden Nebengedanken und mit aller Willenskraft, deren er fähig ist, den Sieg der eigenen Sache erstrebt. Und wer den Sieg des Feindes wünscht, der bleibt für mich ein Vaterlandsverräter, gleichviel, was er sich dabei denkt!

Fern sei es von mir, ich wiederhole es, den einzelnen Anhängern der Sozialdemokratie solche Vorwürfe zu machen. Auch die Partei als solche kann sich mit nur zu zahlreichen Mitschuldigen daren teilen. Der Fluch, sich von solchen Stimmungen haben beeinflussen zu lassen, trifft, um es rund herauszusagen, die ganze Reichstagsmehrheit, die sich, um die Reichsleitung unter das parlamentarische Joch zu beugen, im dritten Kriegsjahre zusammensand. Ihr Geburtstag — nicht umsonst hieß der Geburtshelfer Matthias Erzberger — ist mir immer als schwarzer Tag im Leben des deutschen Volkes erschienen und sie selbst als die Verkörperung alles dessen, was schwach und halb und kleinlich, dumpf und niedrig in unserem Volke ist. Was war aber jene Mehrheit anderes als eine Verlängerung der Sozialdemokratie? Sie bildete den Kern und hatte die Führung. Ihr Geist war es, der die Mehrheitspolitik bestimmte; sie vor allem trifft daher auch die Verantwortung für die durch Kriegsmüdigkeit und Siegessehne bestimmte Kriegs- und Friedenspolitik des Reichstages.

Und nun frage ich Sie wieder und werbe meinerseits um Ihre Seele: Kann ein Mann von nationalem Bewußtsein und Gewissen mit dieser Partei zusammengehen?



Der deutsch-russische Rückversicherungsvertrag von 1887 und seine Kündigung

Von Professor Dr. Fritz Hartung



seitdem L. Raschdau, angeregt durch D. Hammanns Buch über den neuen Kurs, vor mehr als zwei Jahren (Grenzboten 1918 Nr. 15 vom 12. April) an dieser Stelle auf Grund seiner Erinnerungen über den deutsch-russischen Rückversicherungsvertrag berichtet hat, ist zahlreiches neues Material darüber veröffentlicht worden. Wir kennen jetzt den vollen Wortlaut mit Einschluß des ganz geheimen Zusatzprotokolls, wir verdanken der von M. F. Pribram besorgten Ausgabe der österreich-ungarischen Geheimverträge den Text der zwischen Deutschland, Österreich-Ungarn und Rußland in den Jahren 1881 und 1884 abgeschlossenen Neutralitätsverträge, die uns erst das rechte Verständnis für den Rückversicherungsvertrag gewähren und uns manche Andeutung Bismarcks über diesen klarmachen; wir haben endlich aus dem Schlußband der Lebenserinnerungen des Generalkonsuls F. von Eckardt, der kürzlich unter dem Titel „Aus den Tagen von Bismarcks Kampf gegen Caprivi“ erschienen ist, ausführliche und hochinteressante Mitteilungen über die Kündigung des Vertrags erhalten, die L. Raschdau im Tag vom 17. Oktober 1920 noch ergänzt hat.¹⁾ Nach

¹⁾ Ich darf wohl auf die ausführlichere Darstellung hinweisen, die ich in meiner „Deutschen Geschichte von 1871 bis 1914“ (Bonn 1920) von diesen Dingen gegeben habe.